

Altschweizerische Sprüche und Schwänke

Autor(en): **Singer, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **39 (1941-1942)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-113725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Altschweizerische Sprüche und Schwänke.

Von S. Singer, Bern.

Wir müssen den Mitgliedern der Redaktion des schweizerischen Idiotikons sehr dankbar sein, dass sie aus einer Handschrift des Idiotikons diese Sprüche und Schwänke herausgegeben haben, da sie sowohl sprachlich wie sachlich unsere Kenntnisse aufs erfreulichste bereichern. Die Sammlungen eines ostschweizerischen Prädikanten (der sich seither als Heinrich Brennwald entpuppt hat) aus den Jahren 1651 und 1652, die sich selbst als Schimpf- und Glimpfreden bezeichnen, werden hoffentlich noch einmal und zwar vollständig, wenn auch vielleicht nur als Privatdruck, erscheinen, da die uns vorliegende Auswahl einem den Mund nach mehr wässerig macht. In dieser Auswahl ist alles „Blasphemische und Zotige“ ausgeschieden, was ich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nur bedauern kann, da diese Gebiete für Kulturgeschichte und Literaturvergleichung mit die ergiebigsten sind. Aber für die vergleichend literarische Betrachtung scheinen die Herausgeber überhaupt wenig Interesse gehabt zu haben, da von den aus der „allgemeinen Anekdotenliteratur“ stammenden Geschichten, die S. 108 verzeichnet werden, nur zwei in dieser Auswahl erscheinen, die übrigen unterdrückt sind. Glücklicherweise sind nicht alle dazugehörigen Anekdoten als solche erkannt worden, und so haben wir dennoch einige kostbare Exemplare gerettet, von denen ich nun handeln will.

S. 16 (I, 40): „„Das Podagra, nachdem es einen rychen Juncker gantz ausgemacht und getödt, kompt zue einem armen Paürli. Der sieht es allgemach zuer Thüren ynkommen und seinen Sitz an seinen Händen und Füessen nemmen. Der sagt zue ihm: „Podagra, du komst nit zuem rechten; es ist mir nit gelegen, dir Tag uud Nacht abz'warten wie der ryche Juncker, sonder ich muess arbeiten und wercken. Deshalb komm mit mir uff den Acker und hilff mir den Pflueg haben und hin und wider uff den Schollen gahn!“ Ehe das Podagra disses tuen wolte, ehe hat es den Pauren wider verlassen. Wenn es mancher Rycher mit ihm auch also mieche, käm er seinen ab.““

Das ist eine weit verbreitete Geschichte, die uns Petrarca in seinen Briefen (De rebus familiaribus III, 13) überliefert (s. Jakob Grimm, Kleinere Schriften V, 400 ff.):

„Ich will dir eine Altweibergeschichte erzählen“, schreibt er seinem Freunde Giovanni Colonna. „Die Spinne begegnet dem Podagra und fragt: warum so traurig? Ich hatte, versetzt dieses, heute Nacht einen ungeschliffenen Wirt, der den Tag auf seinen Ackerschollen zubrachte, elende Speise genoss und in hartem Bette schlief. Aus seinem verwünschten Hause bin ich bald entwichen. Und mein Hausherr, sagt die Spinne, lebte weichlich in prachtvollem Saal. Wollte ich in einem Winkel des Balkens Gewebe anlegen, gleich nahten Besen und kehrten meine mühsame Arbeit ab: da konnte ich's nicht länger aushalten. Sie kommen nun überein, die Herberge zu wechseln und fühlen sich wohl dabei.“ Petrarca wünscht dem Freunde zum Schluss die Gesellschaft der Spinne, da er gehört habe, dass das Podagra bei ihm seinen Einzug gehalten habe.“

Schon viel früher finden wir die Erzählung in der Schweiz im Edelstein des Bonerius (48), nur dass dort statt Podagra und Spinne Fieber und Floh die Gegenredner sind.

S. 18 (I, 52); „Ein Wundergeber versteckt sich oben uff ein Beth, darin nachts zwey nöuwe Ehemenschen schlaffen söllen. Und als die Frauw zuem Mann sprach: „Wann wir Kinder bekommend, wer wird sie uns erziehen?“ der Mann antwortet: „Der ob uns!“ vermeint Gott den Herren. Als der Wunderstock diss hört, fällt er füren: „Machend so vil ihr wöllend! Ich aber hab nit im Sinn, selbige zu erzühen.“

Dieser Schwank ist noch heute im deutschen Sprachgebiet und wohl noch darüber hinaus weithin bekannt. Ich will nur ein, wohl aus Wien stammendes Lied anführen, das Josef Blau bei Blümml, Beiträge zur deutschen Volksdichtung S. 132 (Wien 1908. Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde VI) mitteilt:

„Ja neulich do gieng ich rasiern,
zum Zeitvertreib gieng ich spaziern,
und das i holt net vül Geld brauch,
do gewe am Galiziberg nauf.
Und wiar i am Berg auffekum,
do schau a me holdar aso um,
do schau i af an Bam so hinauf,
do siag i a Vogelnest drauf.
Do denk i mir: „Jetzt krackslst hinauf
und nimmst dir das Vogelnest aus.“
Das Kracksln, das woar mir net schwer:
wiar i auffekum, woar das Nest leer.
Und wiar e am Bam obn so siz
Und hock aso wiar a Bergspiz,
kummt a Liabspoar vosunka in Traum
und setzt sich grad unter den Baum.

Do denk i mir: „Jetzt bis a bisserl still:
 wos den der Liabhowa will?“
 Er sagt: „Schozerl, ich hab dich recht gern,
 du muasst ja meiss Weiberl no wern.
 Ich bin ja a ehrliche Christ,
 wiastu a ka Jüdin net bist:
 verloss di nur drobm auf den Herrn,
 der wird uns die Kinder ernährn.“
 Do schrei i glei owa von Bam:
 „Bagasche, gehts no net bold ham?
 Ich werde euch die Kinder ernährn?
 Wonn i owekum, zeig' euch den Herrn.“
 Das Liabspar verschwindt und verstummt,
 se glaubm, das da Herrgott scho kumt,
 se laufnd über Stock und über Strauch,
 und i holt mer vor lachn den Bauch.““

S. 24 (I, 72): „Die Appenzeller habend einist einen Gsandten gen Baden uffn Tag gschickt, der hatt keinen Bart, hat aber gleichwol sein Gsandtschaft mit guetem Lob verrichtet, und als etliche sprachend, sie hettend gmeint man wurd ihnen dännocht auch einen schiken, der einen Barth hett, hat er geantwortet: „Wann meine Herren gwüsst hettend und gmeint, dass etwas am Barth glegen were, sie hettend ein Geiss aben gschickt.““

Verwandt ist das Gespräch in A. Toblers Appenzeller Witz (2. Auflage) S. 133:

„Du Sepp, du bischt gäär kenn rechte Roodsherr. Hesch jo nüd emool en Baart.“ „Jää, Karloni, wenn's gad am sebe hanget, ond so chaan i jo amm en andere Mool de Gäässbock i Rood schicke.““

Doch besteht zwischen beiden Überlieferungen wohl kein unmittelbarer Zusammenhang. Die ältere ist jedenfalls nur eine schweizerische Adaption einer italienischen Anekdote, die uns Polizian in seinem Tagebuch Nr. 331 berichtet:

„Die Venezianer hatten zwei junge Männer als Gesandte zum Kaiser geschickt, aber dieser gab ihnen keine Audienz. Sie erkundigten sich um den Grund und da erfuhren sie, es sei Gebrauch, weise Männer zu schicken und nicht so junge. Nun baten sie den Kaiser, er möge es sich gefallen lassen, einige Worte anzuhören, wobei sie versprachen, nichts über ihren Auftrag zu reden. Er empfing sie, und sie sagten also: „Heilige Majestät, wäre die Signoria von Venedig der Meinung gewesen, die Weisheit bestehe in den Bärten, so hätten sie als Gesandte zwei Böcke hergeschickt.“ („Sacra Maiesta, se la Signoria di Vinegia havesse creduto che la sapienza stesse nelle barbe, harebbe mandati qua per ambasciadori due becchi.““)

Über die ungemein weite Verbreitung dieses Witzes und seine ins klassische Altertum zurückreichende Vorgeschichte hat Wesselski in seiner Ausgabe des Tagebuchs des Polizian (Jena 1929 S. 172) mit gewohnter Sachkenntnis gehandelt.

S. 33 (I, 48): „Ein Appenzeller gath für ein Ros (Wassergrube zum Einweichen von Hanf) anen, darinnen schreyt ein Frösch „Wags, wags.“ Wyl er nun ein Tägelin (kleinen Degen) bie sich hatte, zuckt er und hauwt ins Wasser, sagende: „Gesichsts, dass ichs wagen darff.“ Ein anderer desgleichen kommt vom Marckt und hat ab einem Kalb 9 Fl. glösst, Ein Frösch schreyt allzyt ihn an „Acht, acht“. Er antwortet: „Es sind aber 9 Fl.“ D'Frösch wider: „acht“. Druff wirfft ers Gellt in d'Lachen und sagt: „Wann du's besser weist als ich, so lueg; doch ich hab's selbs zellt.“

Kein unmittelbarer Zusammenhang besteht mit Jegerlehner, Sagen aus dem Oberwallis S. 227 f.:

„Ein Lötscher ging nach Leuk auf den Markt und verkaufte dort ein Rind für 10 Napoleon. Auf dem Heimweg kam er über das Gampelerfeld. Da schrie ein Hopscher (Frosch) im Sumpf „Nini, nini“. Da rief der Lötscher: „Verdammt Lügner, dass du's weisst, nicht neune hat es gegolten, sondern zehne.“ Als der Frosch immerzu rief „nine, nine“, schmiss der Mann den Geldsack in die Pfütze und rief: „so zähl selber!“

Näher steht „Der gute Handel“ in Grimms Kinder- und Hausmärchen Nr. 7:

„Ein Bauer, der hatte seine Kuh auf den Markt gebracht und für 7 Thaler verkauft. Auf dem Heimweg musste er an einem Teich vorbei, und da hörte er schon von weitem, wie die Frösche riefen „ak, ak, ak, ak“. „Ja“, sprach der Bauer zu sich, „die schreien auch ins Haberfeld hinein: 7 sinds, die ich gelöst habe, nicht 8.“ Als er zu dem Wasser kam, rief er ihnen zu: „dummes Vieh, das ihr seid! wisst ihrs nicht besser? 7 Thaler sinds und keine 8.“ Die Frösche aber blieben bei ihrem „ak, ak, ak, ak“. „Nun, wenn ihrs nicht glauben wollt, ich kann's euch vorzählen“, holte das Geld aus der Tasche und zählte die 7 Thaler ab, immer 24 Groschen auf einen. Die Frösche kehrten sich aber nicht an seine Rechnung und riefen abermals „ak, ak, ak, ak“, „Ei“, rief der Bauer ganz böß, „wollt ihr's besser wissen als ich, so zählt lieber selber“ und warf ihnen das Geld miteinander ins Wasser hinein.“

Bolte und Polivka haben die Parallelen zu diesem Schwank in ihrer gründlichen Weise zusammengetragen. Seither ist noch eine orientalische Fassung aus dem Irak dazugekommen: Folk-Tales of 'Iraq, set down and translated from the Vernacular by E. S. Stefens. Oxford University Press 1931. p. 1 ff.; vgl. noch Wesselski, Märchen des Mittelalters (Berlin 1925), Nr. 13, S. 41 ff. 202.

S. 56 (I, 259): „Ein Mahler hat ein Katz an ein Mauer gemahlet, dass die Hünd nach ihro gsprungen und gebullen, vermeinende, sie were lebendig. Als nun etliche danahen den Mahler mächtig grüempt und für kunstrych ghalten, sagt einer: „Das ist kein grosse Kunst, ein unvernüfftigs Thier verbländen können.““

Die letzte Äusserung erfordert den Gegensatz: eine grosse Kunst wäre es, wenn derartiges bei einem Menschen, oder vielleicht sogar bei einem Kunstgenossen gelänge, und damit erkennen wir in unserer Anekdote eine Umbildung der antiken Maleranekdote von Parrhasius und Zeuxis, wie sie uns Plinius, Hist. nat. XXXV, 65 berichtet:

„Dieser (scil. Parrhasius) soll sich mit Zeuxis im Wettkampfe gemessen haben. Als dieser Trauben, mit solcher Meisterschaft gemalt, dass die Vögel herzuflogen, vorzeigte, soll jener einen mit solcher Naturtreue gemalten Vorhang gezeigt haben, dass Zeuxis, der sich auf den Richterspruch der Vögel etwas einbildete, verlangte, dass er doch endlich den Vorhang wegziehe und sein Gemälde zeige, dann aber seinen Irrtum erkennend ihm den Preis zuerkannte, beschämt, weil er selbst wohl Vögel getäuscht habe, Parrhasius aber ihn selbst, den Künstler. (In der Nacherzählung der *Acerra philologica* I, 78, Frankfurt und Leipzig 1684, S. 139): „Du hast mich überwunden, Parrhasi, dann ich habe die Vögel, du aber einen Menschen, ja den Meister selbst betrogen.““

S. 74 (II, 24): „Zue Schaffhaussen soll einist des Kuehhirten Kueh dess Burgermeisters Kueh über die Rheinbruck abengestossen haben, dass sie z'Grund gangen. Der Hirt kehrt gleich zuem Burgermeister und sagt, sein, des Burgermeisters Kueh hab sein Kueh ab der Bruck gstossen ins Wasser und sei ertrunken: wie der Sach z'thuen syn werde? Der Burgermeister antwortet: „Es ist ein Unfahl, muest es eben an dir selbs haben.“ Druff der Hirt: „Ich sag's lätz: mein Kueh hat eüwere überaben gstossen.“ Der Burgermeister spricht: „Ja, da wird Redens dorzue hören.““

Die Geschichte findet sich schon in Luthers Tischreden (s. Büchmann, *Geflügelte Worte*, 22. Auflage, Berlin 1905, S. 159 f.):

„Da sprach der Schultes: War's meine Kuh, das ist ein ander Ding“, am bekanntesten in der späteren Form: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders.““

S. 95 (I, 96): „Im Walliserland, wann jemand kein Kropf am Hals hat, wirt er verachtet und verlachtet. Daher, als einist ein Schuehmacher von einem Kind gesehen worden, sagt es zue seiner Muetter: „Da ist ein Raghals!“ Sie antwortet: „Schweig nur! Er hat nit alli Glidli.“ Item, wann bei ihnen ein Kind ohne Kropf geboren wirt, halt man dofür, es sey eine halbe Missgeburt, hab nit alle Gschöppli.““

Handwörterbuch des deutschen Märchens (II, 648) erwähnt die von Sebastian Frank den Pinzgauern zugeschriebene Meinung, kropflose Menschen hätten „ihre glider nit alle“. Das Zitat aus Frank kann ich nicht verifizieren. Auch im Schwäbischen Wörterbuch (IV, 776 f.) wird nur S. Frank ohne nähere Angabe zitiert, aber die Geschichte ausführlicher gegeben:

„Das ie ein Binzger Baur einen Eid schwüre, es wer kein schöner Bild auf Erden dann ein Binzger Bäurin mit einm grossen Kropf; solt sie den nit haben, er meint, sie wer ein Genskrag und hette ire Glider nit alle.““

Das wäre wohl die älteste bekannte Version unserer heute in- und ausserhalb der Schweiz weit verbreiteten Geschichte (s. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens V, 603 ff.). Goethe schreibt am 25. November 1797 an Schiller über den Unfug der „poetischen Prosa“ (Weimarer Ausgabe IV, 12, 361):

„indessen ist das Übel in Deutschland so gross geworden, dass es kein Mensch mehr sieht, ja dass sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten.“

S. 82 (II, 107): „„Eim wirt gerathen, er soll sein Weib mit gueten Worten schlagen. Der nimpt ein in Brätter gebundne Bibel und schlacht sie dormit.““

Aus Zingref IV, 279, d. i. aus der Fortsetzung von Weidner vom Jahre 1653 zitiert Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon V, 34:

„„Ein Ehemann schlug seine Frau oftmals. Da vermahnten jhn die Nachbawren, dass er dieselbe auss Gottes Wort vnterrichten sol jhres Ampts. Da nahm er ein Bibel in folio, mit brettern ingebunden, vnd schlug sie damit, sagend, dass er sie mit Gottes Wort vnterrichten vnd strafen thut.““

Das kursiert heute als sogenanntes Sagspruchwort: „Ich tröste meine Frau mit Gottes Wort, sagte Johannes und warf ihr die Bibel an den Kopf“ (Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon I, 1126). „Ick straf min Frû mit gauden Würden, seggt jenn Bûr, un schmitt ehr dei Bibel an'n Kopp“ (ebenda, aus Raabe, Allgemeines plattdeutsches Volksbuch, Wismar 1854 S. 75).

Dieses letzte Beispiel führt mich zu den Sprichwörtern, deren sich unser Prädikant so gerne bedient, und die ich nun nach ihrer Geschichte und Verbreitung behandeln möchte.

„Wer Schaden leidet, darff umb den Spott nit sorgen“ (S. 9).

Eine ganz genaue Entsprechung ist mir nicht bekannt. Luther notiert in seiner Sprichwörtersammlung (Nr. 245): „Wer

den Schaden hat, darff für Spott nich.“ Dass „sorgen“ zu ergänzen ist, wird klar durch die Parallelen aus Luthers Schriften, die Thiele in seiner Ausgabe (Weimar 1900, S. 236) anführt: „Wie das gemein Sprichwort lautet: Wer den Schaden hat, der darf für das Gespötte nicht sorgen“ (Erlanger Ausgabe 50, 399) usw. Das war also damals schon ein „gemeines“, in seinem Wortlaut festgelegtes Sprichwort mit „hat“ nicht mit „leidet“, wie unser Autor hat. So schreibt denn auch nach Suringar (Heinrich Bebel's Proverbia Germanica S. 333) Melancthon: „Wer den schaden hat darff fur den spot nicht sorgen“ und Burkard Waldis: „Wer schaden vnd den vnfall hat, der darff nit sorgen für den spot“. Älter als alle diese ist aber die Überschrift zum 32. Kapitel des Reinke de Vos (ed. Leitzmann) Halle a/S. 1929, S. 100): „men de schaden krycht, de derff vor den spot nicht sorgen“. Die modernen Sprichwörter zeigen alle „haben“ an erster Stelle (s. Düringsfeld und Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen II, 163, Nr. 289). Andere Formungen des gleichen Gedankens sind älter. Die älteste findet sich im Parzival 289, 11: „Der schadehafte erwarb ie spot“, und als ein altes Sprichwort wird durch die Martina des Hugo von Langenstein (63, 89): „Ist (1. Ez ist) ein altes sprichwort, Als ir dicke hant gehört: Schade, der het gerne spot“, bezeugt. Auf diese älteren Fassungen gehe ich nicht weiter ein.

„Ich wüsst nüt, als dass man zue gschechnen Sachen solle z'best reden“ (S. 15).

Das Idiotikon (IV, 1787) belegt das Sprichwort noch aus dem Jahre 1863 bei X. Herzog: „geschehenen Sachen müsse man z'Best reden“. Auch Simrock, die deutschen Sprichwörter (S. 183) überliefert: „Zu geschehenen Dingen solle man das Beste reden.“ Das Idiotikon fasst wohl mit Recht das „z“ als verkürztes „zu“ auf, während Simrock oder sein Gewährsmann (er nennt ja niemals eine Quelle) es falsch als synkopiertes „das“ nimmt. Das Sprichwort ist sonst nicht belegt, während Sprichwörter gleichen Inhaltes wie: „geschehen ist geschehen“, „was geschehen ist, kann man nicht ändern“ etc. weit verbreitet und schon alt sind.

„Concio grata brevis, longum farcimen agresti: Pauren hand gern kurtz Predigen und lang Bratwurst“ (S. 20).

„Kurtze predig vnd lange bratwüst“ finden wir in Sebastian Franks Sprichwörtern (Ausgabe von 1565 S. 98), und schon im 15. Jh. in den Sprichwörtern der Freidankpredigten Nr. 70 (Proverbia Fridanci hrsg. v. Josef Klapper, Breslau 1927): „Vor fastnacht korce prediget vnde lange brötworste“. Im Liederbuch der Clara Hätzlerin (II, 42, 102) etwas abweichend: „Kurtz predig vnd lang praten Gehören zu der vasnacht“. Am nächsten verwandt scheint dem lateinischen Text Bebel, Proverbia Germanica Nr. 338: „Brevis concio cito decantatur“; aber man fragt sich, ob man nicht „concio“ in *cantio* ändern soll, da Bebel ja hier wie sonst auf die Proverbia communia 346 zurückgeht: „Een cort liet is haest ghesongen. Est cito cantatus cantus brevis apocopatus“. Mahnungen zu kurzer Predigt finden sich natürlich häufig.

„Homo homini lupus“ (S. 26 und 69).

Dies ist ein Zitat aus Plautus Asinaria (495): „Lupus est homo homini“. Sebastian Frank (17) übersetzt: „Ein mensch ist des andern wolff, teuffel oder hagel“. Die heutige Schweiz scheint noch als Sprichwort zu kennen (Sutermeister, Die schweizerischen Sprichwörter der Gegenwart, Aarau 1869, S. 130): „Es ist ein Mensch s'andere Gott und s'andere Tüfel“. Das ist eine Verbindung mit dem ebenfalls schon antiken: „Homo homini deus est“ (Otto, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer, S. 109).

„Es ist weger mit Ehren verdorben als mit Unehren reich worden“ (S. 26).

Am nächsten steht Sebastian Frank (S. 242): „Es ist besser arm mit ehren dann reich mit schanden“ (S. 11): „Besser arm mit ehren dann reich mit schanden“. Der gleiche Gedanke (S. 242): „Es ist besser guotloss dann ehrloss“. (S. 11): „Besser guotloss dann ehrloss“. Wir finden ihn, verschieden ausgedrückt natürlich schon mittelhochdeutsch und in verschiedenen Sprachen und in der Antike bei Publilius Syrus: „Bona opinio hominum tutior pecunia est“. „Honestus rumor alterum est patrimonium“.

„Glychs und Gleichs gsellt sich gern zuesamen“ (S. 31).

Das ist nun ein Sprichwort mit einer langen Geschichte. Es stammt aus dem klassischen Altertum, aber auch das bib-

lische hat Ähnliches. Cicero, de senectute (3, 7): „Pares autem cum paribus, veteri proverbio, facillime congregantur“. Der gleiche Gedanke anders ausgedrückt bei Curtius Rufus (VII, 8, 27): „Nam et firmissima est inter pares amicitia“. Aber auch im Ecclesiasticus (Jesus Sirach) (13, 19): „Omne animal diligit simile sibi: sic et omnis homo proximum sibi. Omnis caro ad similem sibi coniungetur, et omnis homo simili sui sociabitur“. Ob antike und biblische Sentenz auf eine gemeinsame griechische Quelle zurückgehen, möge dahingestellt bleiben: Otto (a. a. O. 264) führt entsprechende altgriechische Sprichwörter an. Und die griechischen wie die lateinischen gehen ins Mittelalter über: Πᾶν ζῶον τὸ ὅμοιον αὐτοῦ ἀγαπήσει. (Krumbacher, Mittelgriechische Sprichwörter 15, Sitzungsberichte der bayr. Akademie 1893). „Compar amat similem, quod amatur amabit amantem“ (Werner, Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters aus Handschriften gesammelt, Heidelberg 1912). „Ut sapiens fatur: similis similem sibi querit“ (ebenda). „Hoc fuit, est et erit: similis similem comitatur“ (ebenda). Bis hinunter zu Geiler von Kaisersberg; Navicula sive speculum fatuorum (Strassburg 1513, Z V v): „Schlim schlem querit sibi similem“. Ich will auf die zahlreichen ausserdeutschen Sprichwörter des Mittelalters und der Neuzeit nicht eingehen. Unter den deutschen sind die, in denen das Gleiche das Gleiche sucht oder liebt, die älteren, die mit „gesellen“ verhältnismässig jung. Eine Übergangsformel zeigt eine Laienregel des 15. Jahrhunderts (Langenberg, Quellen und Forschungen der deutschen Mystik, Bonn 1902, S. 98): „Eyn yuwelik sal geselschop soken myt synen geliken“. Hingegen bevorzugt das ganze 15. Jahrhundert, die Freidankpredigten, Hans Volz, Johannes Rothe etc. und das 16. Jahrhundert, Luther, Hans Sachs, Zimmrische Chronik, Niklaus Manuel etc. unsere Formel.

„Eyner wirt gfraget, wie das Sprüchwort „Grosser Schutz, kleiner Nutz und kleiner Schutz, grosser Nutz“ zue verstahn seye. Dem wirt geantwortet, ein grosser Schutz an den Wynräben sey ein kleiner Nutz dem Räbmann, der müess dann den Wyn desto wolfeiler geben; ein kleiner Schutz aber sey ihm ein grosser Nutz, wyl alsdann, wann wenig Wyn wachst, derselbig desto theürer sey.““ (S. 40).

Das Sprichwort ist noch heute in der Schweiz weit verbreitet (Idiotikon IV, 889. VIII, 1702). Unser Beleg scheint der älteste bekannte zu sein. Wander (IV, 393) scheint es auch

ausserhalb der Schweiz zu kennen, sowohl wie in der Schweiz (ebenda 402), aber bei seiner Unverlässlichkeit will das wenig besagen.

„Den Füchsen vergaths'Wuesten nit, biss ihnen d'Seel aussgath“ (S. 43).

Ein seltenes Sprichwort. Ich kenne nur noch: „Dess Fuchses husten weret so lang, biss jhme die Seel aussgehet“ (Wander I, 1244 aus Florilegium politicum. Politischer Blumen-garten durch Christophorus Lehmann, Getruckt impensis autoris 1630), also auch aus dem 17. Jahrhundert. Vorher oder nachher ist es mir nicht begegnet.

„Qui dare vult aliis, non debet dicere „vultis“?“ (S. 44).

Der leoninische Hexameter stammt aus dem Mittelalter: s. Werner a. a. O. S. 69. Der Gedanke, dass die ungebetene Gabe den grössten Wert hat, findet sich oft.

„Ich hab mein Lebtag ghört, wann man den Wagen salb, so gang er“ (S. 45).

Schon Berthold von Regensburg (Predigten, hg. von Pfeiffer, II, 265, 27) sagt: „Owê, du kerrender wagen, nû hât man dich gesalbet mit stinkendem unslide, nû mahtû ez wol getuon!“ Später heisst es nicht mehr „salben“, sondern „schmieren“: „Wer den wagen wohl smirt, der vert leichtklich“ (Schwabacher Sprichwörter Nr. 12, Zeitschr. f. deutsche Philologie 47, 241 ff.). „Wan man den wagen smirt, so kirt er nit“ (Prager Sprichwörter Nr. 46, Zeitschr. f. deutsche Philologie 47, 384 ff.). „Wer da wol schmirt, derselb fert wol“ (Hans Sachs, hg. von Keller und Götze XXIII, 57, 26). Zugrunde liegen mittelalterliche lateinische Sentenzen: „Ad silvas unctus vadit sine murmure currus“. „Unctus si fuerit currus, sine murmure vadit“ (Werner a. a. O.).

„In einem Wortzanck sagt einer zuem anderen: „Ich habs gmeint“. Der ander antwortet: „D'Narren meinends“. (S. 58).

„Der Narr meint“ ist sprichwörtlich: „Wer mânt öss e Narr, de Narr mânt ôk“ (Wander III, 571). Schon mittelalterlich: „Savis apren e fols quda“ (Appel, Poésies provençales inédites S. 53). „Wene wenich, wizze vil“ (Tugendspiegel der Heidelberger Handschrift Pal. germ. 341, 36, 241. Deutsche Texte des Mittelalters XVII). „Wenyng is no wysdome“ (Piers

the Plowman B XX, 34), und häufig ist vor allem in Texten des romanischen Mittelalters die Gegenüberstellung von Wissen und Wähnen („cuidar“).

„Dass er ein Ross um ein Pfeiffen geb“ (S. 67).

Zuerst bei Geiler von Keisersberg (Christenlich bilger, Basel 1512, CLXXVI b): „Als ob einer ein rosz, als im sprichwort ist, vmb ein pffifen gebe“. Brants Narrenschiff (prefatio 89): „Wer seyn mul umb ein sackpiff gytt“. Die sprichwörtliche Redensart ist noch heute üblich (s. Idiotikon V, 1070).

„A cibo bis cocto, ab asino indocto, a mala muliere libera nos, o Domine“ (S. 101. I, 206).

Bemerkenswert ist die Angst vor der aufgewärmten Speise. Im Ring des Heinrich Wittenweiler (9628) heisst es: „Won ein sprüchwort also spricht: vor alter veinten süessen botten und vor fischen zwier gesotten hüete dich an alles spotten“. Das Oxford Dictionary of English Proverbs (S. 409) zitiert aus dem Jahre 1670: „Take heed of enemies reconciled and of meat twice boil'd“, und aus dem Jahre 1733: „Beware of meat twice boiled and an old foe reconcil'd“.

„Turpe senex miles, turpe senilis amor“ (S. 101, I, 211) ist ein Zitat: Ovid Amores I, 9, 4. Ebenso:

„Coelum non animum mutant, qui trans mare currunt“ (S. 101, I, 292)

aus Horaz Episteln I, 11, 27. Hingegen ist

„Gallus gallinis ter quinis sufficit unus. At ter quinque viri vix sufficiunt mulieri“ (S. 101, II, 45)
mittelalterliches Latein: Werner a. a. O.

„Von feissten Schwynen nimpt man vil Schmähr“ (S. 102).

Wenn die Ähnlichkeit mit dem mittelenglischen „Euer man fedit the fat swine for the smere“ (Proverbs of Hending II, 5) mehr als Zufall ist, so müsste ein altfranzösisches Sprichwort vermittelt haben; doch ist mir keines bekannt.

„Vatter, gib deiner Tochter ein Mann by Zyt, dann es ist Obs, das nit lang lydt“ (S. 102).

geht auf mittelalterliche Vagantenpoesie zurück, (vgl. Werner a. a. O.):

„Si non frangantur pira pomaque vilificantur: virgoque matura, nisi nubat, erit ruitura.“

„Huerenfleisch ist süsser als Hüenerfleisch“ (S. 102).

Im Jahre 1477 schreibt Graf Ulrich von Württemberg seinem Sohne (Steinhausen, Deutsche Privatbriefe des Mittelalters I, 184): „wenn frauenflaisch ist neher zu überkomen wann kalbsflaisch — gott erbarms!“

„Es ist nur ein böss Wyb in der Welt, aber ein jedermann meint, er heigs“ (S. 102).

Schon bei Sebastian Frank (S. 292) heisst es: „Es ist nit mehr dann ein bösz weib; meynt ein jeder, er habs“. Es gehört dieses Witzwort zu einem verbreiteten Typus wie das englische Wort, das the Oxford Dictionary (S. 480) aus dem Jahre 1620 zitiert: „It was an opinion of I know not what sage, that there was but one good woman in the world, and that every man should think, that was married, that his wife was she“. Ebenda (S. 476) aus dem Jahre 1863: „There is but one good mother-in-law and she is dead“. Französisch bei Vibraye, Trésor des Proverbes français (Paris 1934, S. 183): „Il n'y a que deux bonnes femmes au monde: l'une est perdue et l'autre on ne peut la trouver“.

„Wer sein Wyb schlacht, der schlacht mit seiner Hand sein die link Syten“ (S. 102)

findet sich deutlicher im oben genannten Florilegium politicum 152,178 (Wander V, 62, 1343): „Wer sein Weib schlegt, der schlegt mit der rechten handt sein Linck“.

* * *

Diese Parallelen mögen vorläufig genügen. Unser Prädikant hat natürlich auch aus dem ihn umgebenden Leben geschöpft. Aber weniger als man zunächst annehmen möchte. Er ist ein gebildeter Mann und hat das klassische Altertum wie die humanistische Literatur gekannt. Vor allem aber hat er aus den in seiner und der unmittelbar vorausgehenden Zeit so häufigen Anekdotensammlungen geschöpft. Das mindert das Verdienst unserer Sammlung in keiner Weise. Es zeigt die Schweiz im Zusammenhang der allgemein europäischen Literatur. Näheres Nachforschen mag noch weitere Zusammenhänge aufdecken.
